

Prof. Dr. Irma Jansen  
Fachhochschule Münster  
jansen@fh-muenster.de

### **Über die tiefe Wirksamkeit pädagogischen Handelns**

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

dass meine eigene pädagogische Professionalität stark durch die transaktionsanalytische Ausbildung beeinflusst wurde, wusste ich schon.

Dass sie für eine pädagogisch-verstehende Arbeit mit psycho-sozial belasteten und traumatisierten Menschen besonders geeignet ist, habe ich im Rahmen einer 10 jährigen Praxis mit Mädchen im Strafvollzug erfahren.

Dass sie so komplex in ihrer Theorie ist, hatte ich allerdings verdrängt.

Dabei ist die Transaktionsanalyse nicht meine“ Bibel“ geworden, sondern sie bildet für mich einen überzeugenden, anschlussfähigen Rahmen für eine Pädagogik, deren Wirksamkeit sich in der Gestaltung des Sozialen entfaltet.

Dazu passt ihr von der humanistischen Psychologie geprägtes Bild vom Menschen, als grundsätzlich ausgestattet mit der Fähigkeit, Entscheidungen über sich zu treffen und auch Verantwortung für seine Entscheidungen zu übernehmen.

Es ist das Bild eines freien, autonomen und sozialen Menschen, der seine Autonomie nur aus der Korrespondenz –aus der Bezogenheit zu anderen Menschen und zur Welt, in sozialer Beziehung und sozialer Verantwortung entfalten kann.

Psycho-sozial belastete Kinder und Jugendliche z.B. brauchen in dieser Hinsicht korrespondenzfähige Professionelle für Kontakt, Beziehung und Auseinandersetzung im Rahmen möglichst passgenauer, ihnen entsprechenden Erfahrungs- und Erprobungsräumen. Nur so können sie Wissensbestände, Fähigkeiten und Fertigkeiten auszubilden, mit denen sie ihr Leben besser bewältigen, ihre Biografie gestalten können.

Die Ausbildung derartiger Kompetenzen zur Lebensbewältigung korrespondiert (nicht nur bei Kindern und Jugendlichen) mit einer innerpsychischen Struktur der Persönlichkeit in der (Selbstbilder, kognitive Schemata, emotionale Muster) bereits früh verwoben sind, mit den realen Lebensbedingungen einer unmittelbar erfahrenen sozialen Beziehungswirklichkeit.

Im transaktionsanalytischen Modell der Ich Zustände gelingt es, neben der Abbildung einer lebensgeschichtlich verankerten Entwicklung der psychischen Struktur, auch zu

verdeutlichen, wie aus diesen Ich-Zuständen heraus Realität wahrgenommen, verarbeitet und in soziale Interaktionen umgesetzt wird. Als Entwicklungsmodell innerpsychischer Strukturbildung macht es dabei den Niederschlag von Sozialisationserfahrungen im Fluss der energetischen Besetzung von Ich-Zuständen deutlich. Dabei bildet das reale Kind im Verlauf seiner psycho-sozialen Entwicklung ein Kind-Ich, ein Eltern-Ich und ein Erwachsenen-Ich aus.

In dieser Ausformung der Ich-Struktur - als Teil einer Persönlichkeitsentwicklung- nimmt das Kind aktiv gestaltenden Anteil, in dem es das was im Lebensraum angeboten wird interaktiv aufnimmt und nutzt, um seine jeweiligen Entwicklungsaufgaben produktiv zu bewältigen. Das Kind ist also nicht passiv, sondern von Beginn an aktiv Realität verarbeitendes Subjekt. Dabei werden Lebenspläne sichtbar, die das reale Kind aus der Anpassung an das jeweilige Milieu, aus Lebens- und Überlebensentscheidungen entwickelt. Die aber auch als Muster biografischer Sinnfindung und als Steuerungsmodell unter Stress ihre Bedeutung und Sinnhaftigkeit entfalten.

In psycho-sozial belasteten Lebenslagen kann der von den beelternden Personen zur Verfügung gestellte Lern- und Erfahrungsraum arm sein an Ressourcen, an Zuwendung, an Sicherheit, an Möglichkeiten gelungener, sicherer Bindung. Untersuchungen der Risiko- und Belastungsforschung weisen übereinstimmend darauf hin, dass Kindern und Jugendlichen in prekären Lebenslagen sowohl feinfühlig- intuitive, gut begrenzende Elternfiguren als auch Entfaltungsräume und stützende Netzwerke fehlen.

Eine unterstützende und stabilisierende Pädagogik ist in diesen Feldern auf soziale Arrangements, auf Lernfelder ausgerichtet, in denen sie den Kindern und Jugendlichen als zu Kontakt und Beziehung fähige Begleiter und Begleiterinnen zur Seite stehen, ihnen Erfahrungs- und Erprobungsräume anbieten in denen Beziehung und Auseinandersetzung stattfinden kann. In solchen Lernfeldern können sie korrigierende Erfahrungen machen, können ermutigt, bestärkt und anerkannt werden.

Die Ausbildung sozialer und emotionaler Kompetenzen zur Lebensgestaltung ist jedoch verknüpft mit den Selbstwert Einstellungen, Selbst- und Fremdbildern, emotionalen Stilen, die sich nicht nur aus stützenden, sondern (insbesondere bei belasteten familialen Systemen) auch aus häufig chronifizierten Schädigungserfahrungen speisen.

Das reale Kind kann diese Erfahrungen nicht ohne Folgen einfach aussortieren. Im transaktionsanalytischen Modell wird deutlich, wie es reaktiv zum Eltern-Ich eine (Kind-Ich)

Struktur ausbildet, einen Lebensplan entwirft, um sein physisches und psychisches Überleben zu sichern.

Dafür braucht es je nach Entwicklungszeitpunkt, Häufigkeit und Schwere der kritischen Lebensereignisse, aber auch je nach Anlagen, Ressourcen oder besonderer Verletzbarkeit, seine ganze Energie.

Das Soziale erscheint im transaktionsanalytischen Modell also in einer unauflösbaren, hoch komplexen Verwobenheit zwischen Subjekt und Umwelt, bzw. zwischen Subjekt und seinem kulturellen Kontext, seinem Milieu, seinem sozialen Feld. Aber auch als verinnerlichtes Soziales im Subjekt selbst.

Damit rückt in der Arbeit mit belasteten Menschen das „Soziale“, die Gestaltung des Sozialen, sowohl auf der diagnostischen, als auch auf der interventiven Ebene in den Vordergrund:

Auf der diagnostischen Ebene sind es die sozialen Erfahrungen, die entwicklungsbeeinträchtigend wirken und auf der interventiven Ebene ist der soziale Zusammenhang, aus dem Lern- und Entwicklungschancen entstehen.

Dabei kann Trost und Bestätigung aus der Beziehung heraus stabilisierende Wirksamkeit entfalten. Durch das Erleben von Solidarität und Freude in Gemeinschaft kann die Hoffnung gestärkt werden, wieder Kontrolle über das eigene Leben zu bekommen und Ziele zu entwickeln. Denn ohne Ziele, ohne Perspektiven, gibt es wenig Hoffnung in einem als „abgeschrieben“ empfundenen Leben.

Aus der salutogenetischen Perspektive verdeutlicht Antonovsky, dass Menschen, die ihr Leben als sinnhaft, als handhabbar und als bewältigbar erleben, erstaunliche Widerstandsressourcen zur Bewältigung schwierigster Lebenslagen ausbilden können.

Deshalb erscheint mir die Gestaltung des Sozialen und die Ausbildung von sozialer Gestaltungskompetenz vordringlich als Gegenstandsbereich einer Sozialen Pädagogik, verstanden als Gestaltung von Beziehungsräumen, von respektvollen Haltungen gegenüber sich selbst, gegenüber anderen Menschen und der lebendigen Welt.

Eine solche bewusst wahrgenommene Wertigkeit des Sozialen für menschliche, zukunftsfähige Entwicklung ist nicht nur Quelle persönlicher, sondern auch Quelle professioneller Identität in sozialen Berufen- obwohl oder gerade weil diese hier vorgestellte Bewertung nicht im gegenwärtigen Mainstream gesellschaftlicher Entwicklung liegt.

Aus meinem Verständnis kann ich deshalb nicht über die Voraussetzungen einer wirksamen Pädagogik sprechen, ohne einen Blick auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Sozialen, also auf die Hinterbühne Pädagogischen Handelns zu werfen.

Ich möchte zwei Aspekte beleuchten:

1. Psycho- soziale Belastung und Prekäre Lebenslagen

2. Professionelle Identität in Sozialen Berufen

Prekäre Lebenslagen sind gekennzeichnet durch materielle, kulturelle und gesundheitliche Verelendungsformen.

Eine Vielzahl empirischer Untersuchungen der Belastungsforschung, zeigen dort die größte Verdichtung von Hoch-Risiko Faktoren:

Diese Faktoren erhöhen die Möglichkeit von Entwicklungsbeeinträchtigungen über die gesamte Lebensspanne mit entsprechenden Folgeproblemen. Häufig sehen wir Symptome von Unruhe- und Schmerzzuständen, Sucht, Aggressivität. Aber auch, Depression, Sozialer Rückzug und eine kommunikative und soziale Verödung tragfähiger Beziehungsnetze.

Derartige Leidensprozesse sind Teil eines bis in die psychische Struktur hineingenommenen, über Generationen tradierten kulturellen Skripts von Ausgrenzung.

Ein solches Skript (das zeigen insbesondere amerikanische, französische und deutsche Forschungsergebnisse) ist gekennzeichnet durch den Mangel an Anerkennung und Respekt. Aus diesen chronifizierten biografischen Abwertungserfahrungen bringen die betroffenen Menschen emotionale Grundmuster mit, die als Misstrauen, Wut und Hoffnungslosigkeit beschrieben werden.

Diese Gefühlszustände hat Fritz Redl (ein psychoanalytisch ausgebildeter Pädagoge) bereits in den 1950iger Jahren bei Jugendlichen festgestellt, mit denen er im Rahmen einer Heimgruppe gearbeitet hat.

Er hat diese Zustände emotionale Restkategorien genannt, weil er beobachtete, dass Basisgefühle (Trauer, Schmerz, Bedürftigkeit, Freude) hier einerseits verflacht oder verdrängt erschienen und andererseits die **beschriebenen** Gefühlszustände schnell aktiviert wurden, das Handeln intensiv einfärben und damit häufiger auch zum Verlust der Impulskontrolle führen konnten.

Die Ergebnisse von Redl werden im Rahmen einer neueren Risikoforschung bestätigt und darüber hinaus zeigen Untersuchungen posttraumatischer Belastung, dass Kinder und

Jugendliche, die durch familiäre Gewalt traumatisiert sind, eine körperlich sichtbare erhöhte Stressphysiologie haben, die ihre Steuerungsfähigkeit zusätzlich beeinflusst. Neuere Ergebnisse der Gewaltforschung verdeutlichen auch, dass gewaltbereite Jugendliche (Mädchen und Jungen) ihre Identität überwiegend in prekären und von Gewalt gekennzeichneten Zusammenhängen erworben haben, schlecht ausgestattet mit tragfähigen Handlungskonzepten zur Bewältigung realer Lebensanforderungen. Ihre Handlungsmuster erscheinen daher gekennzeichnet von Abwehr und Widerstand als Schutz gegen den Zusammenbruch ohnehin brüchiger Selbstkonzepte.

Viele dieser Jugendlichen berichten davon, dass sie schon vor der Pubertät Symptome von Unruhe, Depressivität, Entfremdung, von Sinn- und Wertlosigkeit kennen. Häufig versuchen sie diese Symptome schon im Alter von 8/9 Jahren zu mildern und beginnen sich durch Drogen, Schmerz- und Schlafmittel sowie Alkohol selbst zu medikamentieren.

Verwoben mit den innerpsychischen Strukturen und den jeweils spezifischen biografischen Erfahrungen der Person bildet sich in prekären Lebenslagen, in desolaten Milieus dieses kulturelle Skript in einer Vielgestaltigkeit von Verflechtungen zwischen familiären und ökonomischen, bzw. sozialen Schwierigkeiten und psychischen, gesundheitlichen Störungsbildern ab. Dabei bilden sich „Atmosphären von Elend“ in hochbelasteten Milieus, die traumatisierende „Qualität“ entfalten können.

Auf der anderen Seite haben wir ein gesellschaftliches Konzept von Gesundheit, das die Beherrschung des eigenen Lebens, die Herstellung gelungener Identität und Würde, Gefühle von Zugehörigkeit und Zusammenhalt, von Anerkennung, Bedeutsamkeit und Lebenssinn wie selbstverständlich fordert. (Sichtbar wird dies auch im Wellness und Gesundheitsboom) Solchen Parametern von Gesundheit lässt sich problemlos zustimmen, jedoch bilden sie nur Pflöcke gegen einer Flut der Marginalisierung und Abwertung des Sozialen gegenüber den ökonomischen Interessen einer Gesellschaft.

Die Finanzkrise zeigt in dieser Hinsicht eindrucksvoll, wie soziale Verantwortung in einer Gesellschaft suspendiert werden kann und wie dabei soziale Einbindungen und Netze zerschlagen werden. Sie zeigt uns auch wie der Begriff Autonomie von ökonomischen Interessen z.B. durch die Forderung nach grenzenloser Flexibilität instrumentalisiert wird. Soziale Bindungen hingegen werden damit blockiert, zerstört, werden zunehmend ins virtuelle Netz verlagert.

Damit bilden sich ganz neue Identitätswürfe, deren Soziale Folgen wir heute noch nicht absehen können. Es entstehen neue Formen psycho-sozialer Belastung, die schon länger unter dem Stichwort eines „überforderten Selbst“ diskutiert werden.

Humandisziplinen sind deshalb aus meiner Perspektive besonders herausgefordert, Allianzen zu bilden für die Erhaltung des „Sozialen“ als Quelle gelungener Identität, ihn als ihren bedrohten Gegenstandsbereich zu benennen und durch die professionelle Praxis zu bewahren.

Allerdings bewegt sich diese Forderung in einem Spannungsfeld: zwischen der Abwertung des Sozialen durch ökonomische Interessen und den eingeschränkten Möglichkeiten zur Bewahrung oder Neu Konstruktion des Sozialen durch „Dienste am Menschen“.

Durch die Sozialen Berufe also, die wegen des rasanten Ausbaus dieses Dienstleistungssektors durchaus als „Zukunftsberufe“ gekennzeichnet werden.

Allerdings als Zukunftsberufe mit Risiko, wie es Rauschenbach in einer Studie verdeutlicht.

So finden sich im sozialen Bereich überproportional viele Menschen mit befristeten Verträgen, mit wenigen Stunden, in Teilzeit oder als Springer auf Abruf.

Damit teilen sie das Los eines prekären Beschäftigungsverhältnisses mit einem großen Teil psycho-sozial belasteter Menschen, für die sie professionell zuständig sind.

Prekär bedeutet in diesem Zusammenhang, dass sie zwar einen Arbeitsplatz besetzen, dieser ihnen aber nur begrenzt materielle Sicherheit, soziale Teilhabe und familiäre Lebensplanung ermöglicht.

Diese wahrnehmbare Abwertung der Sozialen Berufe bleibt nicht ohne Folgen und so erlebe ich in meinem professionellen Erfahrungsraum der Sozialen Arbeit immer wieder ein „Ringen“ um professionelle Identität und Anerkennung.

Dabei spielt die Entlohnung als Anerkennungssystem eine große Rolle, aber auch der darüber hinaus gehende symbolische Wert der „Arbeit am Sozialen“.

Dies möchte ich an einer kleinen Geschichte verdeutlichen:

Vor einigen Monaten: „Ich fahre mit dem Zug und beobachte einen jungen Mann, der mir gegenüber am Tisch Platz nimmt. Nach kurzer Zeit holt er ein dickes Buch aus seiner Tasche, legt es gut sichtbar vor uns auf den Tisch.

Setzt seine Kopfhörer auf und beschäftigt sich mit seinem Handy.

Ich werde den Eindruck nicht los, dass dieses Buch eine große Bedeutung für ihn hat.

Also beugte ich mich neugierig vor um den Titel zu erkennen: „**Lehrbuch Anatomie**“ lese ich leise. Der junge Mann nimmt seine Kopfhörer ab, schaut erwartungsfroh-auffordernd in meine Richtung und verkündet ungefragt, aber stolz und selbstbewusst: „Ich studiere Medizin“-ganz schön schwer!

Setzt seine Kopfhörer wieder auf und widmet sich erneut seinem Handy.

Ich freue mich über diese selbstbewusste Identifizierung eines jungen Mannes mit einem helfenden Beruf. Selten habe ich aber einen Studenten der Sozialen Arbeit (junge Männer stellen ohnehin nur 30% der Studierenden) seine angestrebte Profession so ungebrochen vertreten sehen – und ich frage mich, ob er mit einem Lehrbuch: „**Anatomie des Sozialen**“ die Wichtigkeit **seiner** Profession so fraglos hätte unterstreichen können?

Natürlich fallen mir auch sofort schöne, medial gestützte Identifikationsmöglichkeiten des jungen Mediziners ein. Wo aber ist die attraktive mediale Identifikationsfigur des Sozialarbeiters –wenn man sie mal braucht. Das sorgenvolle „Weichei“ Hans Beimer aus der Lindenstraße ist es jedenfalls nicht, oder?

Ich hoffe Sie erlauben mir diesen ironischen Hinweis auf das Ringen um Identität Sozialer Berufe.

Am Begriff der Hilfe, den ich inzwischen selbstbewusst verwende, lässt sich die Mühe beruflicher Identitätsfindung in sozialen Feldern ebenfalls verdeutlichen.

Wenn wir an der Hochschule vor wenigen Jahren Studierende nach ihren Berufsmotiven gefragt haben, dann sagten sie häufig so etwas wie „Ich arbeite gerne mit Menschen“ oder „ich möchte Menschen helfen“. Heute sagen sie: „Ich hab wohl so ein „Helfersyndrom“.

Der Begriff des Helfens erscheint ihnen zunehmend wenig geeignet Fachlichkeit zu entfalten, sondern gerät in die Nähe menschlicher (insbesondere wohl auch weiblicher) Schwäche.

Dabei ist die Kompetenz menschliche Not wahrzunehmen, der Impuls zu helfen, die Fähigkeit „bei zu springen“, das heißt Hilfe auch ganz praktisch zu leisten, eine überlebenswichtige Kulturtechnik. Insbesondere ist sie aber Schlüsselkompetenz einer an der „Qualität des Sozialen“ ausgerichteten Pädagogik.

Dass wir in den Sozialen Berufen zu ca.70% Frauen antreffen, verweist zusätzlich auf einen hartnäckig wirksamen Bezugsrahmen, der dem Weiblichen eine quasi „naturhafte“ Vollbringung sozialer, pflegender und erzieherischer Arbeit nahelegt.

Diese soziale Zuschreibung führt auch dazu, dass Kindern in den frühen (öffentlichen aber auch privaten) Erziehungsbereichen nach wie vor die Möglichkeit fehlt, Frauen **und** Männer als fürsorglich und Struktur gebend zu erleben.

Eine solche, soziale Konstruktion in der Verknüpfung von Geschlecht und Hilfe erleichtert es aber, Soziale, pädagogische, pflegerische Arbeit (insbesondere wenn sie im Alltag und an der Lebenswelt der Menschen stattfindet) als semiprofessionell zu entwerten.

Nur so ist es zu verstehen, das uns im Rahmen der Inklusionsdebatte oder der Nachmittagsbetreuung an Schulen ein Einsatz von sogenannten „engagierten Müttern“ ernsthaft als Alternative zu ausgebildeten Fachkräften diskutiert und darüber hinaus sozialpolitisch als aktivierendes Gemeinwesen verkauft wurde.

In diesem Zusammenhang ist es für mich nur verständlich, wenn – so wie ich es häufig erlebe –, dass Soziale Pädagogen und Pädagoginnen ihre professionelle Identität durch Begriffe von Therapie und Beratung aufbessern wollen, weil bereits in der Begrifflichkeit eine Anerkennung von Fachlichkeit mitschwingt. In diesem Zusammenhang verorte ich auch den derzeitigen Run auf die Ausbildung zum Kinder- und Jugendlichen Therapeuten. Nicht dass Sie mich falsch verstehen, ich finde es prima, dass wir eine ausreichende Anzahl von gut ausgebildeten Kinder- und Jugendlichen Therapeuten haben.

Der überwiegende Teil einer auf das Soziale gerichteten Pädagogik findet allerdings nicht im klinisch-therapeutischen Kontext statt. Der überwiegende Teil findet als begleitende, unterstützende, strukturierende und in diesem Zusammenhang oft auch beelternde, nachsozialisierende Hilfe im Alltag, als konkrete Lebensbegleitung statt –„einmassieren von Realität“ wie Redl es als analytischer Pädagoge benennt.

Durch die bisher größte Studie des Robert Koch Instituts zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland (Kiggs-Studie) wird deutlich, dass nur ein sehr geringer Teil der psycho-sozial belasteten Kinder und Jugendlichen aus prekären Lebenslagen durch therapeutische Intervention erreicht wird.

Eine gleichberechtigte, kooperativ-abgestimmte Verschränkung von psychotherapeutischer Hilfe und einer im Alltag begleitenden, stützender Pädagogik ist in unserem Gesundheitssystem (aus ökonomischen Gründen) leider nur begrenzt und wenn, dann eher additiv vorgesehen ist.

Dabei wäre eine solche Verschränkung und gleichberechtigte Kooperation von psychotherapeutischer und in den Alltag, den Sozialraum hinein gehender Sozialen



Pädagogik für psycho-sozial belastete Menschen in prekären Lebenslagen dringend erforderlich.

Kinder und Jugendliche, die noch von der Jugendhilfe erfasst werden, sind in dieser Hinsicht im Vergleich zu vielen anderen Menschen über 25 (die z.B. im sozialbetreuten Wohnen zum Teil ohne Perspektive „vor sich hin“ leben) noch relativ gut dran.

Auch alte Menschen in prekären Lebenslagen oder z.B. minderjährige Flüchtlinge ohne Begleitung mit ungesicherten Aufenthaltsstatus (oft hoch traumatisiert) müssen in der Regel ohne Sozialarbeiter und Therapeuten auskommen.

Mich ermutigt es aber auf der anderen Seite, dass ich im Rahmen meiner Berufserfahrungen Momente tief wirksamer Pädagogik schon (manchmal sogar besonders) vor dem Hintergrund der schäbigsten Hinterbühnen erlebt habe (z.B. im Strafvollzug).

Dass mir bewusste, kreative Soziale Pädagogen/Pädagoginnen begegnen, die sich (übrigens wie in keinem anderer Berufsstand) mit Motivation und Lust fortbilden und dass Arbeitsfelder der Pädagogik häufig durch Gestaltungsspielräume gekennzeichnet sind, die ausgestaltet und genutzt werden können. (z.B. Heim, Tagesgruppen, Schulen)

Als Problem fällt mir allerdings zunehmend auch auf, dass es unglaublich viel „ungenutztes“ Wissen in den Institutionen deshalb gibt, weil ein integrierender Rahmen fehlt, an dem mit einer klaren Förderstrategie, unterschiedliche methodische Handlungskompetenzen andocken könnten. Wissen über methodische Kompetenzen und Handlungskonzepte gibt es mittlerweile unglaublich viel: Verhaltensmodifizierende Sozialkompetenztrainings, Deeskalationstrainings, Erlebnispädagogik, Trauma Pädagogik, Marte-Meo Pädagogik, Kulturpädagogik, Theaterpädagogik, Video-Home Training, lösungsorientierte, systemische, niedrigschwellige Beratung, Ausbildung Kinderschutzfachkraft, Kinder psychisch kranker Eltern, Biografiearbeit, Soziapädagogische Diagnostik und.. und.. und.. da kann einem ganz schwindlig werden.

Die Pädagogik selbst ist natürlich auch nicht ohne Klassiker, ohne Traditionslinien und an dieser Stelle passt für mich ein Zitat von Anton Semjonowitsch Makarenko, der 1920 in der Sowjetunion den Aufbau der Gorki-Kolonie übernimmt. Seine Zöglinge sind im Krieg verwaiste und verwaarloste Kinder - junge Diebe, Bandenmitglieder, Kindersoldaten und Kinderprostituierte.

Makarenko bereitet sich als studierter Lehrer mit der reformpädagogischen Literatur von Pestalozzi und Rousseau auf seine pädagogische Aufgabe vor. Eine Gruppe von Zöglingen widersetzt sich jedoch jedem seiner wohlgemeinten Erziehungsversuche, sie greifen ihn körperlich an und verweigern offen ihren Beitrag für die Gemeinschaft.

Makarenko schreibt damals verzweifelt:

"Mich empörte der schlechte Stand der pädagogischen Technik und meine technische Ohnmacht. Widerwille und Zorn packten mich bei dem Gedanken an die pädagogische Wissenschaft: Wie viel Jahrtausende gibt es sie schon!", "...nicht einmal mit einem einzelnen Rowdy wird man fertig, es gibt keine Methode, kein Werkzeug, keine Logik, einfach nichts". Die Pädagogik "eine seit Jahrhunderten währende Scharlatanerie".

Er selbst entwickelt in der Folge eine Form von Kollektiverziehung, die aus verinnerlichter Disziplin, Selbstverwaltung, nützlicher Arbeit, aber auch kreativem Spiel (wie z.B. Theater, Sport und Bewegung) besteht. "Ich fordere dich, weil ich dich achte" wird sein Leitsatz.

Die Prügelstrafe lehnt er ab.

Von Makarenko können wir lernen,

dass „guter Wille“ und Engagement nicht ausreicht, junge Menschen, die misstrauisch, wütend und hoffnungslos sind, pädagogisch wirksam zu erreichen. Kinder und Jugendliche, die von Erwachsenen vielfach enttäuscht und beschädigt wurden, die sich unter widrigen Umständen alleine durchschlagen mussten und ihr Leben bisher auch ohne Pädagogen gesichert haben.

Glaubenssätze aus pathogenen Milieus, aus Konflikten, aus kritischen Lebensereignissen haben sich tief in ihrer Ich-Struktur verankert. Hier finde ich die Ausführungen der Transaktionsanalyse zum Zusammenhang von einschärfenden Botschaften und Lebensplan sehr hilfreich, weil mit dem benennen der Einschärfung z.B. „Sei nicht“, „existiere nicht“ der leiblich-emotional Nachhall einer solchen Botschaft spürbar wird.

Es geht also nicht um genau **diese** Worte, sondern um die nachvollziehbare existentielle Tragweite solcher Einschärfungen. Aber auch Botschaften wie „denke nicht“ oder „sei nicht gesund“ lassen sich in ihrer Wirkung auf Gesundheitsverhalten oder Lernmotivation einordnen und nachvollziehen. Ein Kind was nicht denken darf wird sich vielleicht dumm stellen und passiv werden. Ein Kind was nicht gesund sein darf, wird möglicherweise häufiger krank sein.

Abschließend sei gesagt, dass Wirk- und Risikoforschung übereinstimmend feststellen, dass unterstützende, verlässliche Beziehung- und Beziehungsnetzwerke die wirksamsten Parameter sind, um Kinder und Jugendliche vor Entwicklungsschäden zu schützen. Aus einer transaktionsanalytisch-pädagogischen Perspektive bedeutet dies, lebensgeschichtlich erworbene Abwertungsmuster zu erkennen, zu würdigen und zu verstehen. Eine Chance für Wachstum durch Bewusstheit, bindet sich interaktiv an die reflektierte Fähigkeit der Pädagogen und Pädagoginnen, über behutsame professionelle Nähe und Distanz, stützend, ermutigend und begrenzend wirksam zu werden. Die transaktionsanalytische Diagnostik bietet dabei eine professionelle „Plattform“, um Beziehung nicht nur in therapeutischen Settings, sondern auch in alltäglichen, beiläufig hergestellten interaktiven Momenten (Spiel, gemeinsames Essen, Gesprächssituationen) bewusst zu gestalten - als nachnährende, stabilisierende und solidarische Lebensbegleitung. Deshalb binde ich meine Forderung nach Achtung, nach Respekt nach Beteiligung der jeweiligen Klientel an konkrete Interaktionen, an spürbar respektvolle Beziehungsqualitäten im jeweiligen sozialen Lernfeld – daran halte ich fest.

#### Literatur (Auswahl):

- Beher, K./ Fuchs-Rechlin, K. (2013): Wie atypisch und prekär sind die Beschäftigungsverhältnisse in sozialen Berufen?, in: Sozialmagazin Heft 1-2, 38. Jg., S. 53-64
- Dornes, M. (2003): Die Entstehung seelischer Erkrankungen: Risiko und Schutzfaktoren, in: Suess, G./Pfeiffer, W.: Frühe Hilfen, Gießen
- Ehrenberg, A. (2010): Das Unbehagen in der Gesellschaft, Suhrkamp
- Henning, G./Pelz, G. (2002): Transaktionsanalyse. Lehrbuch für Therapie und Beratung, Paderborn
- Keupp, Heiner (2011): Wie Kommunikationsunfähigkeit und „schwarze Löcher“ überwunden werden können. Der Blick des 13. Kinder und Jugendberichts auf die Kooperation von Jugendhilfe, Gesundheitssystem und Eingliederungshilfe. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 9. Jg., Heft 4, S. 362-385
- Hagehülsmann, U./Hagehülsmann, H. (1998): Der Mensch im Spannungsfeld seiner Organisation, Paderborn
- Hölzle, C./Jansen, I. (Hrg.) (2011). Ressourcen orientierte Biografiearbeit, Wiesbaden
- Petzold, Hilarion (2007): „Mit Kindern und Jugendlichen auf dem Weg...“, Polyloge 9/2007